

»Tote Seelen«

Zur statistischen Problematik der Klassifikation von Tod und Leben im 19. Jahrhundert

Nina Kreibitz

Einleitung: Die Macht der Daten und die Grenzen der Darstellung

»Ich beabsichtige, Tote zu erwerben, die allerdings in der Revisionsliste als lebend geführt werden«, sagte Tschitschikow.«¹ Das, was der Protagonist im ersten Teil des 1842 erschienenen Romans »Die toten Seelen« hier betreibt, ist nichts weiter als eine Ausnützung von Schlupfwinkeln bei der staatlichen Datenerhebung. Im letztlich unvollendeten Roman des Schriftstellers Nikolai Wassiljewitsch Gogol (1809-1852) lässt er Tschitschikow die Namen der verstorbenen Leibeigenen (»Seelen«) von Gutbesitzern abkaufen, um diese seinem eigenen Anwesen auf dem Papier zuzurechnen und so den Eindruck zu erwecken, selbst ein wertvolles Gut zu besitzen. Die sogenannten »Revisions-seelen«, an denen sich die pro Kopf erhobenen Steuern orientierten,² wurden dergestalt instrumentalisiert. Gogols Karikatur kann daher zugleich als Kritik an der mangelhaften Praxis der kommunalen respektive staatlichen Informationsaufnahme und -verarbeitung im zaristischen Russland und am Umgang mit der Leibeigenschaft gelesen werden. Als eine Schwäche des Systems galt hier die unklare Datenlage. Diese konnte von lokalen Akteuren ausgenutzt werden. Daten werden im Roman zum Gegenteil dessen, als für das sie gehalten werden und gehalten werden sollten. Sie werden zur Möglichkeit der Verfälschung der von ihr abgeleiteten realen Zustände.

1 Vgl. *Nikolai Gogol*, Tote Seelen. Ein Poem. Aus dem Russischen neu übers. v. Vera Bis-chitzky. Mit Anmerkungen und Bericht aus der Übersetzerwerkstatt von Vera Bis-chitzky. Nachwort und Zeittafel von Barbara Conrad. Mannheim 2010, S. 41.

2 Vgl. *Barbara Conrad*, Nachwort, in: *Gogol*, Seelen (wie Anm. 1), S. 493–515, hier S. 498.

Die Bedeutung von Todeszahlen drückt sich nicht nur in Gogols Hauptwerk aus, sondern erstreckt sich in diverse Bereiche der Politik, Wirtschaft, auf Glaubensfragen oder gesamtgesellschaftliche Anliegen. Zahlen sind Macht und die Zahlen der Verstorbenen hatten in dieser Hinsicht immer schon eine markante Relevanz. Ein besonderes Augenmerk der Datenerhebung lag schon vor 1800 auf der Dokumentation der lebenden und verstorbenen Mitglieder einer Gesellschaft und konzentrierte sich im Fall des Todes zusätzlich auf die Frage, an welchen Leiden die Betroffenen gestorben waren. Aus sanitätspolizeilichen Gründen wurden frühzeitig epidemische Krankheiten eingehend in Zahlen über Infektionen, Verbreitung und Mortalitätsraten festgehalten. Auch aus kameralistischen Gesichtspunkten war eine Übersicht über die Todesfälle aus staatlicher Perspektive angezeigt, sagten die Zahlen doch etwas über die Größe und damit auch Stärke einer Bevölkerung aus.³

Im Folgenden wird es um die Datenerhebung und -darstellung von Angaben zum Sterben und zum Tod von Menschen im 19. Jahrhundert gehen. Dabei stehen zwei Fragen im Zentrum: Erstens, für wen und in welcher Form wurden Informationen über Todesfälle bereitgestellt? Zweitens, welche Intention lag diesen Auskünften zugrunde respektive wurden die Statistiken oder Tabellen instrumentalisiert und wenn ja, von wem und in welchem Kontext?

Zur Beantwortung dieser Fragen werden zwei Fallbeispiele herangezogen, die eine vergleichbare Problematik aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchten: Das erste Fallbeispiel verweist auf die Sorge vor einem Scheintod und der damit einhergehenden Angst vor einem Lebendig-begraben-Werden. Ein potenzieller Scheintod, das heißt die mangelnde ärztliche Befähigung, einen Todesfall als solchen sicher zu diagnostizieren, wurde im 18. und frühen 19. Jahrhundert als Möglichkeit in Betracht gezogen, da den bekannten Todeszeichen vielfach nicht vertraut wurde.⁴ Die Vorstellung eines Lebendig-begraben-Werdens wurde jedoch bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufgrund einer zunehmenden Professionalisierung der

3 Vgl. dazu: *Wieland Sachse*, Die publizierte Statistik bis um 1860. Grundzüge und Entwicklungstendenzen, in: *Wolfram Fischer/Andreas Kunze* (Hg.), *Grundlagen der Historischen Statistik in Deutschland. Quellen, Methoden, Forschungsziele*. (Schriften des Zentralinstituts für Sozialwissenschaftliche Forschung der Freien Universität, Bd. 65). Opladen 1991, S. 3–14, hier S. 8.

4 Vgl. *Nina Kreibitz*, *Institutionalisierter Tod. Die Kultur- und Sozialgeschichte der Berliner Leichenhäuser im 19. Jahrhundert. (Tod und Agency. Interdisziplinäre Studien zum Lebensende, Bd. 2)*. Bielefeld 2022, S. 52–54.

Ärztenschaft nicht länger als medizinische Schwierigkeit erachtet.⁵ Dennoch kann die Angst im Einzelfall auch noch in späteren Zeiten nachgewiesen werden.⁶ Anders verhielt es sich indessen mit dem Begriff des Scheintodes, der als Bezeichnung nicht erkannter Lebenszeichen an Aktualität behielt und insbesondere im Kontext des Todes neugeborener Kinder relevant war.

Das zweite Fallbeispiel rekurriert auf die Beurteilung von totgeborenen Kindern im 19. Jahrhundert und korreliert mit der Frage, ab wann von einer Totgeburt oder aber von einer Fehlgeburt gesprochen werden kann, die bis heute eine Grenzziehung zwischen der rechtlichen und ontologischen Anerkennung eines Kindes oder einer nicht näher definierten, lebensunfähigen Leibesfrucht darstellt.⁷

Während statistisches Expertenwissen und eine zum Teil ausgefeilte Methodik im 19. Jahrhundert bereits vielfach vorlagen und auch angewandt wurden, stellten sich insbesondere bei der Bestimmung von Todesfällen und Geburten erhebliche Kontroversen ein, die bis in die Gegenwart als terminologische Problematik erkennbar sind. Ab wann spricht man vom Leben und woran kann der Tod unumstößlich festgemacht werden? Diese Fragen wurden für die statistische Erhebungen namentlich im Umgang mit totgeborenen Kindern virulent. Während es zur Kindersterblichkeit bereits im 19. Jahrhundert eine intensive (medizinische) Auseinandersetzung gab,⁸ konnte das eigentliche Hindernis, einer konstanten und einheitlichen Bestimmung des Todes und Lebens nicht gelöst werden und führte zu erheblichen Schwierigkeiten bei der statistischen Auswertung und Darstellung.

Mit den beiden Fallbeispielen können unterschiedliche Akteure und differente gesellschaftliche Konditionen gleichermaßen thematisiert werden wie auch eine Betrachtung der zugrundeliegenden Absichten. Ziel ist es, Muster,

5 Vgl. *Gerlind Rüge*, Scheintod. Zur kulturellen Bedeutung der Schwelle zwischen Leben und Tod um 1800. Bielefeld 2008, S. 212.

6 Vgl. *Kreibitz*, Tod (wie Anm. 4), S. 75–79.

7 Vgl. *Yvonne Cavallér*, Totgeburten in Deutschland und Schweden 1870–1914. Ausgewählte kultur- und medizinhistorische Aspekte. (Düsseldorfer Texte zur Medizingeschichte, Bd. 16). Göttingen 2018, S. 19–23.

8 Vgl. *Wilhelm Stricker*, Zur Frage von der Kindersterblichkeit. Weitere statistische Materialien, in: Archiv für Pathologische Anatomie und Physiologie und für Klinische Medizin, 44/2–3, 1868–69, S. 376–378; *Karl Seutemann*, Kindersterblichkeit sozialer Bevölkerungsgruppen insbesondere im preussischen Staate und seinen Provinzen. Tübingen 1894; *Georg Wlamos*, Ueber die Kindersterblichkeit. Inaug. Diss. Halle 1881.

Innovationen in Praxis und Vorstellungen sowie politische oder wirtschaftliche Intentionen herauszuarbeiten, die sich in Form der Datenerhebungen in- des noch eindrücklicher in der Datendarstellung niederschlugen.

Statistische Erhebungen zu Tod und Sterben

Kirchenbücher, Gefallenenregister und Totenlisten in Seuchenzeiten verweisen auf den besonderen Stellenwert, den der Kenntnisstand über die Verstorbenen bereits in frühen historischen Kontexten hatte.⁹ Dabei ist es kein Zufall, dass diese Aufzeichnungen wiederholt mit den Erhebungen zu lebenden Personen in Relation gesetzt wurden. Ob lebende oder tote Mitglieder einer Gesellschaft, beide Kategorien gaben den Behörden Aufschluss über die Größe und Stärke einer Gesellschaft, zeigten mögliche Vulnerabilitäten an, die dem Staatswesen politisch oder wirtschaftlich zum Nachteil werden konnten, oder bestärkten machtpolitische Absichten, wenn es darum ging, den eigenen statistisch belegten Vorteil zu nutzen oder zu konsolidieren. Zugleich offenbarten statistische Untersuchungen behördliche Schwachstellen, medizinische Gefahrenfelder und damit zusammenhängend womöglich auch mangelnde sanitätspolizeiliche Absicherungen gegenüber der eigenen Bevölkerung. »Daten«, als wiederholt verwendeter *terminus technicus* der statistisch arbeitenden Wissenschaften im 19. Jahrhundert, konnten hier zum Instrument der Forderungen an den Staat oder zum Element einer gesellschaftlichen Beruhigung durch die Regierung werden. Ein aufklärerischer positivistischer Ansatz drückte sich jedoch in Volkszählungen aus.¹⁰ Im ge-

9 Vgl. Eva-Maria Lehner, Taufe-Ehe-Tod. Praktiken des Verzeichnens in frühneuzeitlichen Kirchenbüchern. (Historische Wissensforschung, Bd. 22). Göttingen 2023, S. 242–252; Oliver Landolt, Kriegsgefallenenlisten – erläutert am Beispiel der Schlachtjahrzeiten in den eidgenössischen Orten, in: Nina Kreibitz/Thomas Macho/Moisés Prieto (Hg.), Ordnungen des Todes. Von Listen, Statistiken und Dunkelziffern über das Sterben und die Verstorbenen. (Tod und Agency. Interdisziplinäre Studien zum Lebensende, Bd. 1). Bielefeld 2023, S. 161–174; Svenja Goltermann, Victims: Perceptions of Harm in Modern European War and Violence. (The History and Theory of International Law). Oxford, 2023, S. 14, 17, 23, 29, online edn, Oxford Academic, 14 Dec. 2023, URL: <https://doi-10.1093/xiwo1ec.erf.sbb.spk-berlin.de/> [Zugriff: 28.09.2024].

10 Vgl. dazu: Kerstin Brückweh, Menschen zählen. Wissensproduktion durch britische Volkszählungen und Umfragen vom 19. Jahrhundert bis ins Digitale Zeitalter. (Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts London, Bd. 76). Berlin/Boston 2015.

sundheitspolitischen Kontext wurde wiederholt an die Verpflichtung des Gemeinwesens appelliert, auch die medizinische Sicherheit und Gesundheit der Bevölkerung zu berücksichtigen respektive zu gewährleisten. So hielt ein namentlich nicht genannter Autor 1855 für das Königreich Sachsen fest:

»Es ist nicht genug, daß ein Land angemessen bevölkert sei, sondern der Staat hat aus sittlichen und ökonomischen Gründen auch dahin zu trachten, daß die vorhandene Bevölkerung nicht vor der Zeit wieder, und aus Ursachen, welche abzuwenden gewesen wären, siech werde und dahin sterbe. Eine solche Vorsorge ist in unsern modernen Tagen doppelt nöthig, wo die vermehrten Bedürfnisse, die hier und da bedeutende Lockerung der Sitten, die moralischen und intellectuellen Aufregungen, die Verdichtung der Bevölkerung, die Ausbreitung der industriellen Künste und Gewerbe, die angestrengten körperlichen Gewerksarbeiten und eine große Menge andrer Dinge eine Unmasse an Ursachen erzeugen, deren natürliche Folgen alle dahin zielen, die Lebensdauer und die Anzahl der Krankheiten zu vermehren.«¹¹

Der hier anklingende Hinweis auf die in den nachfolgenden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts noch stärker hervortretenden Auswirkungen der Industrialisierung und urbanen Verdichtung, korrelierte die Datenerhebung und -auswertung mit gesamtgesellschaftlichen Prozessen, die fast immer auch die Gesichtspunkte Tod und Sterben berührten. Durch die statistischen Analysen über die vom Autor erwähnten Aspekte konnte womöglich – so kann zumindest unterstellt werden – von staatlicher Seite regulierend eingegriffen werden. Datenerhebung kann an dieser Stelle als intendiertes Instrument gesellschaftlicher Lenkung interpretiert werden.¹²

Die Datenerfassung über die eigene Bevölkerung stellte von Beginn an eine machtpolitische Angelegenheit dar. Wie viel Relevanz man den Informationen über Tod und Geburt schon frühzeitig beimaß, zeigt sich in Preußen an einer demonstrativen Unterbrechung der »Populationslisten«, die Geburten und Todesfälle zählten, qua Verbot zu Beginn des Jahres 1733 als die Veröffentlichung der Listen zeitweise untersagt wurde, da ihr Inhalt als »bedenklich«

11 O.V., »Statistik des Medicinalpersonals im Königreiche Sachsen, die Jahre 1819 bis 1855 umfassend«, in: Zeitschrift des Statistischen Büreaus des Königl. Sächs. Ministeriums des Innern, Nr. 7, 5. August 1855, S. 105–124, hier S. 105.

12 Vgl. dazu: Jürgen Osterhammel, *Die Verwandlung der Welt: Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*. 5. durchges. Aufl. München 2010, S. 62.

galt.¹³ Unter König Friedrich II. (1712–1786) wurde diese Entscheidung bald schon rückgängig gemacht und die Datenerhebung zusätzlich erweitert. Was der bedenkliche Faktor im vorliegenden Fall gewesen sein mag, geht aus der zitierten Schrift nicht hervor, doch weist bereits der Umstand, dass es hierbei um Geburten- und Todeszahlen ging, auf gesamtgesellschaftliche Aspekte hin. Die Publikation, insbesondere von Todesstatistiken, ist zumindest dann, wenn die Zahlen auffällig hoch sind, eine Angelegenheit, die nicht nur die staatlichen Behörden, sondern auch die Bevölkerung selbst interessiert. Hier zeichnet sich bereits die Macht der Zahlen und *ein* Grund ihrer Instrumentalisierung ab.¹⁴ Noch deutlicher wird dies an den Ausführungen des Statistikers und Mitglieds des »Ehstländischen statistischen Comités«, Ernst Rudolph Kluge (1838–1906), auf dem 7. Internationalen Statistischen Congress in Den Haag, der 1870 betonte, dass eine verwaltungstechnische Statistik in den meisten europäischen Staaten bis 1848 nicht existent war, sondern erst nach der Niederschlagung der revolutionären Unruhen initiiert wurde, und zwar, um den politischen Ausnahmezustand mittels statistischer Erhebungen zu befrieden.¹⁵ Die Durchführung statistischer Datenerhebungen als Instrument einer gesamtgesellschaftlichen Ruhigstellung ist zumindest eine bemerkenswerte Begründung.

Die Statistik des 19. Jahrhunderts – insbesondere jene, die Bevölkerungsprozesse abbildete – basierte strukturell auf quantitativen Aufzeichnungen, die in den vorangegangenen Jahrhunderten bereits vielfach in Seuchenzeiten oder in Form von Erhebungen zu Geburten und Todesfällen ermittelt worden waren.¹⁶ Das innovative Element hinsichtlich der Datenerhebung des 19. Jahrhunderts bestand hingegen in einer »Verfeinerung der Beobachtungsprakti-

13 Richard Böckh, Die geschichtliche Entwicklung der Amtlichen Statistik des Preussischen Staates. Eine Festgabe für den Internationalen Statistischen Congress in Berlin. Berlin 1863, S. 4.

14 Vgl. zum kritischen Umgang mit Todesstatistiken: Nina Kreibitz/Thomas Macho/Moisés Prieto (Hg.), Ordnungen (wie Anm. 9).

15 Vgl. E[rnst] Kluge, Die 7. Sitzungsperiode des internationalen statistischen Congresses in Haag, in: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Bd. 14, H. 1, 1870, S. 253–302, hier S. 253.

16 Vgl. Johann Peter Süßmilch, Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts, aus der Geburt, dem Tode und der Fortpflanzung desselben. Erster Theil, 2. und ganz umgearb. Aufl. Berlin 1761, S. 92–114; zur Großen Pest in London von 1665/66 vgl.: Kira L. S. Newman, Shutt Up: Bubonic Plague and Quarantine in Early Modern England, in: Journal of Social History, 45/3, 2012, S. 809–834, hier S. 816, 819f.

ken, ihrer institutionellen Verfestigung [...] [und nicht zuletzt in ihrem] Geist der Objektivierung.«¹⁷ Dieser »Geist der Objektivierung« ist es aber auch, der die Vorstellung einer unzweifelhaften Wahrheit, ausgedrückt durch die erhobenen Daten, suggeriert.

Klassifikationen der Todesarten als Problem der statistischen Untersuchung

Wenn Kluge 1869 mit Verweis auf den niederländischen Statistiker Marie Matthias von Baumhauer von »Thatsachen oder [...] [den] Daten«¹⁸ spricht, die gesammelt werden, um Erkenntnisse zu erlangen, so ist diese Formulierung erwähnenswert. Denn hier sind beide Begriffe als Synonyme zu verstehen, womit der Wortlaut die Bewertung des Materials der statistischen Methodik zu einem mehr oder weniger akkuraten Tatsachenbericht bestehender Umstände erhebt. Eine solche Formulierung kann als Entsprechung zum vielzitierten Satz des Historikers Leopold von Ranke (1776–1836) gelesen werden, der 1824 seinen Wunsch nach einer Darstellung der Geschichte, so wie sie »eigentlich gewesen« ist, betonte.¹⁹ In beiden Fällen wird die Annahme zur unmissverständlichen Tatsache idealisiert, dass es hinsichtlich geschichtlicher Ereignisse und statistisch ermittelter Daten eine definitive Wahrheit gäbe, die unabhängig von der Person des oder der Forschenden Bestand hätte. Das Verständnis und die Erkenntnis davon, wie etwas aktuell ist und wie etwas gewesen ist, hängt hingegen maßgeblich von denjenigen ab, die die Daten, Fakten, generell die historischen oder gegenwärtigen Begebenheiten durch ihre subjektive Berücksichtigung, Nichtberücksichtigung oder Klassifikation bewerten. Die Bedeutung dieser Feststellung wurde von Friederike Kaltheuner und Nele Obermüller 2018 in einem Essay zur *DatenGerechtigkeit* konkretisiert:

17 Osterhammel, *Verwandlung* (wie Anm. 12), S. 60, auch S. 62; vgl. Egon Hölder/Manfred Ehling, *Zur Entwicklung der amtlichen Statistik in Deutschland*, in: Wolfram Fischer/Andreas Kunze (Hg.), *Grundlagen der Historischen Statistik in Deutschland. Quellen, Methoden, Forschungsziele*. (Schriften des Zentralinstituts für Sozialwissenschaftliche Forschung der Freien Universität, Bd. 65). Opladen 1991, S. 15–31, hier S. 16.

18 Kluge, *Sitzungsperiode* (wie Anm. 15), S. 268.

19 Leopold von Ranke, *Vorrede zu: Geschichte der germanischen u. romanischen Völker 1495–1535*, Bd. 1. Leipzig 1824, hier zit.n. Wolfgang Hardtwig, *Hochkultur des bürgerlichen Zeitalters*. Göttingen 2005, S. 37.

Im Hinblick auf digitale Daten betonen die beiden Autorinnen den interpretatorischen Spielraum, der durch die getrennte Wahrnehmung von Signifikant (dem Wort) und Signifikat (dem Objekt) entsteht und zur kritischen Reflexion aufruft. Dieser Spielraum wird im Gebrauch von Daten oftmals negiert, da ihnen eine vollkommene Objektivität und ein nicht zu hinterfragender Wahrheitsgehalt zuerkannt wird.²⁰

Der Verweis auf die *Daten*, wie er sich auch wiederholt in den Quellen zu statistischen Aushandlungen im 19. Jahrhundert findet,²¹ ist bei aller Problematik, die sich bei Definitionen und insbesondere notwendigen Abgrenzungen ergibt, nach dieser Auffassung eine Positionierung auf Seiten vorgeblich eindeutiger Taxonomien. Dass derartige Zuweisungen hingegen nicht immer gelangen und somit die Grenzen nicht nur einer Darstellung, sondern der Aussagefähigkeit des Datenmaterials per se bisweilen erreicht wurden, zeigen die folgenden Ausführungen.

Wenn an dieser Stelle von scheinbar eindeutigen Wahrheiten, eben von den vermeintlichen Tatsachen, gesprochen wird, so ist eine Annäherung an die eigentliche Thematik des vorliegenden Aufsatzes bereits erreicht. Nichts scheint so präzise definierbar wie die Kategorien Leben und Tod. Dass diese Wahrnehmung keineswegs zutrifft, zeigt sich nicht allein bei einem Blick in historische Zusammenhänge, sondern auch in die Gegenwart. Obgleich die Klassifikationen von Leben und Tod als kulturspezifisch variabler Kategorien in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung weitestgehend anerkannt sind,²² gilt dies keineswegs für die engeren Definitionen der Begrifflichkeiten selbst. Wann von menschlichem Leben gesprochen werden kann, bildet noch immer den Hintergrund für zum Teil emotional ausgetragene Debatten auch in Kreisen der Forschung.²³ Gleiches gilt für die Zuordnung des Todes, die im 21. Jahrhundert wenig von ihrer spannungsgeladenen Rhetorik verloren hat.²⁴

20 Friederike Kaltheuner/Nele Obermüller, *DatenGerechtigkeit*, aus dem Englischen übers. v. Felix Maschewski und Anna-Verena Nosthoff. Berlin 2018, S. 24, auch S. 44f., 70.

21 Mehrfach wird der Begriff »Daten« gebraucht in: *Königliches Statistisches Bureau* (Hg.), *Jahrbuch für die Amtliche Statistik des Preussischen Staats*, 1. Jg. Berlin 1863, S. 556, 573, 600.

22 Vgl. Norbert Fischer, *Geschichte des Todes in der Neuzeit*. Erfurt 2001, S. 9.

23 Vgl. Michael Anderheiden, »Leben« im Grundgesetz, in: *Kritische Vierteljahresschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft* (KritV), 84/4, 2001, S. 353–381, hier S. 353f.

24 Vgl. Sabine Müller, *Die Hirntod-Debatte: Neue Einsichten durch funktionelle Bildgebung*, in: Dominik Groß/Julia Glahn/Brigitte Tag (Hg.), *Die Leiche als Memento mori. Interdisziplinäre Perspektiven auf das Verhältnis von Tod und totem Körper*. (Todesbil-

Was als natürlicher oder unnatürlicher Tod definiert wurde, wandelte sich im Verlauf der Jahrhunderte. Während Johann Peter Brinkmann (1746–1785) 1772 zwischen dem natürlichen Tod, dem gewaltsamen Tod, dem plötzlich auftretenden Tod und dem krankheitsbedingten Tod unterschied,²⁵ ordnete Johann Erich Biester (1749–1816), Herausgeber der aufklärerischen *Berlinischen Monatsschrift*, 20 Jahre später tabellarisch auch gewaltsam zu Tode gekommene Menschen, wie jene, die ermordet wurden oder sich »selbst den Hals abgeschnitten«, »erhenkt« oder »erschossen« hatten, der an Krankheiten verstorbenen Personengruppe zu.²⁶ In weiteren Verzeichnissen veröffentlichte Biester Angaben zur verstorbenen Stadtbevölkerung Berlins für das Jahr 1794, wobei insbesondere die gewählte Einteilung interessant ist. So werden in einer Tabelle nach regulärem Schema die Geborenen den Gestorbenen gegenübergestellt.²⁷ Eine andere Auflistung berichtet über die »verstorbenen Personen nach allen Krankheiten«, wobei die Krankheitssymptome mit den Zahlen der Verstorbenen korreliert werden.²⁸ Eine dritte Tabelle informiert über die »im Kirchenjahr 1794 in Berlin verstorbenen alten Personen von 80 Jahren und darüber«.²⁹ Was diese drei Tabellen eint, ist ihre bisweilen penible Auflistung von Informationen über die Verstorbenen. Über die Intentionen zur Erstellung der unterschiedlichen Statistiken oder die Methodik finden sich hingegen keinerlei Angaben.

Die angelegten Statistiken zu Geburten und Todesfällen zeugen nicht nur in diesen Fällen von einer ausgeprägten Uneinheitlichkeit der Definitionen und Bewertungen innerhalb unterschiedlicher Zeiten, Regionen und womöglich Glaubensvorstellungen. Hierbei geht es weniger um statistische oder methodische Mängel, sondern um grundsätzliche ontologische Fragen, die

der. Studien zum gesellschaftlichen Umgang mit dem Tod, Bd. 2). Frankfurt a.M. 2010, S. 153–172.

- 25 Vgl. Johann Peter Brinkmann, Beweis der Möglichkeit, daß einige Leute lebendig können begraben werden, nebst der Anzeige, wie man dergleichen Vorfälle verhüten könne. Leipzig 1772, S. 90; Kreibitz, Tod (wie Anm. 4), S. 47.
- 26 Johann Erich Biester (Hg.), Berlinische Monatsschrift. 24. Bd., Julius bis Dezember, 1794. Berlin 1794, S. 570.
- 27 Berlinische Geburts- und Sterbelisten. I. Verzeichnis der im 4ten Quartal des Kirchenjahrs 1794 Geborenen und Gestorbenen, in: ebd., S. 566f.
- 28 Jahrtabelle der im Kirchenjahr 1794 verstorbenen Personen nach allen Krankheiten, in: ebd., S. 568–570.
- 29 Verzeichnis der im Kirchenjahr 1794 in Berlin verstorbenen alten Personen von 80 Jahren und darüber, in: ebd., S. 571.

sich mit biologischen, philosophischen und nicht zuletzt religiösen Aspekten überschneiden. Die Fragen danach, wann das menschliche Leben anzusetzen ist und in welchem Stadium der Tod definitiv angenommen werden darf, wurden im 18. und 19. Jahrhundert nicht nur in medizinischen Fachkreisen, sondern auch in weiteren gebildeten Gesellschaftsschichten erörtert.³⁰ Die uneinheitlichen Kategorisierungen von Todesarten, wie sie bei Brinkmann, Biester oder zahlreichen Medizinern offenbar werden, beinhalteten vielfach bereits eine Bewertung der konstatierten Todesfälle. Wer von einem ›guten‹ oder einem ›schlechten‹ Tod spricht, wer offensichtliche Suizide in den Bereich der Krankheitsfolgen verortet, der beurteilt das analysierte Geschehen höchstwahrscheinlich anhand moralischer Parameter, die normiert eine Handlung und ihren Hintergrund nach gesellschaftlich ausgeprägten Gesichtspunkten. Dieses Vorgehen bedeutet indes den zweiten Schritt vor dem ersten zu tun, denn vor einer Präsentation von Daten steht die Datenerhebung. Diese ist es, die in den beiden Fallbeispielen das eigentliche Problem widerspiegelt. Denn ehe die vorgeblichen Scheintoten und die totgeborenen Kinder als solche klassifikatorisch abgebildet werden konnten, stand die eigentliche Schwierigkeit der Zuordnung. Zu welchen Ergebnissen man hinsichtlich der beiden Fallbeispiele kam und wie die ausgewerteten Informationen dargestellt wurden, wird in den beiden folgenden Kapiteln untersucht.

Die Vorstellung vom Scheintod und ihre Relevanz für statistische Erfassungen

Die Annahme der Existenz einer Phase, die unter dem Begriff Scheintod firmierte, stellte im 18. Jahrhundert keine neue Erkenntnis dar, wurde sich doch vielfach auf vorgebliche Fälle aus der Antike und dem Mittelalter bezogen.³¹ Dennoch entwickelte sich ab Mitte des 18. Jahrhunderts ein Angstphänomen vor einem Lebendig-begraben-Werden, das sich dank zahlreicher Schriften und schauerlicher angeblicher Beispiele insbesondere gegen Ende des 18.

30 Ein gutes Beispiel dafür ist die schlesische Sozialreformerin Friederike Kempner, vgl. *Friederike Kempner*, Denkschrift über die Nothwendigkeit der gesetzlichen Einführung von Leichenhäusern. 6. verm. Aufl. Breslau 1867.

31 Vgl. *Martin Patak*, Die Angst vor dem Scheintod in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. Zürich 1967, S. 5.

Jahrhunderts rasend schnell über ganz Europa erstreckte und mit zeitlicher Verzögerung auch jenseits des Atlantiks Akzeptanz fand.³² Inhaltlicher Schwerpunkt der Angst war die als besonders schrecklich wahrgenommene Vorstellung eines Wiedererwachens im Grab ohne Möglichkeit eines Entkommens und dem daraufhin zwangsläufig zu erfolgenden Tod, der vielfach als furchterregender als alle anderen Arten des Sterbens wahrgenommen wurde.³³ Aus datenanalytischer Perspektive hatte die Angst das Zeug zur renitenten Unruhestifterin, denn immerhin resultierte aus der Annahme des Scheintodes die Problematik, dass den herkömmlichen Todeszeichen nicht vertraut wurde und deshalb die Verstorbenen so lange aufbewahrt und beobachtet werden sollten, bis der Tod qua Verwesung eindeutig erkennbar war. Erst danach sollte die Beerdigung umgesetzt werden. Eine präzise Klassifikation der mutmaßlich Verstorbenen war nach dieser Auffassung nur bedingt möglich.³⁴ Daraus könnte sich für die Statistik immerhin theoretisch die Schwierigkeit ergeben haben, eine Zuordnung nach Lebenden, Verstorbenen und Scheintoten, also einer Gruppe, die zwischen den beiden sicheren Positionen anzusiedeln wäre, analytisch umsetzen zu müssen. Die Verwendung des Konjunktivs an dieser Stelle deutet bereits an, dass es zu einer Auseinandersetzung über derartige Hindernisse jedoch nicht gekommen ist. Die Gemeinschaft der wissenschaftlichen Statistiker – so scheint es zumindest – partizipierte an diesem medizinischen Diskurs nur bedingt. Tabellarische Auflistungen, die vorgebliche Scheintote als Kategorie in regulären Mortalitätsstatistiken aufführten, finden sich in diesem Kontext nicht. Auch in anderen statistischen Zusammenhängen werden *erwachsene* Scheintote nicht erwähnt.

Obgleich die zahlenmäßigen Angaben zum Scheintod bei Erwachsenen in der Regel ohne wissenschaftliche, das heißt auch statistische, Beweisführung auskamen, finden sich in genuin medizinischer Literatur oder von wissenschaftlichen Laien verfassten Textbeiträgen wiederholt Angaben zu vorgeblichen statistischen Untersuchungen, die ohne Verweis auf ihre Quellen statistische Daten aufführen, um die These vom drohenden Scheintod zu untermalen. So weist das *Hauslexikon der Gesundheitslehre für Leib und Seele*

32 Vgl. Joanna Bourke, *Fear. A Cultural History*. London 2005, S. 34, 37.

33 Vgl. Edgar Allan Poe, *The Premature Burial*, in: Ders.: *The complete Tales and Poems of Edgar Allan Poe*, with an introduction by Hervey Allen. New York 1938, S. 258–268, hier S. 262f.

34 Vgl. Kreibitz, *Tod* (wie Anm. 4), S. 404–410.

von 1894 mit eindrucksvollen Zahlen und dem expliziten Hinweis auf statistische Analysen darauf hin, »daß unter 1500 Todesfällen durchschnittlich ein Scheintodter vorkommt.«³⁵ Derartige nominell statistisch abgesicherte Werte wurden vielfach von wissenschaftlichen respektive medizinischen Laien, durchaus aber auch ausgebildeten Ärzten vorgebracht, um insbesondere in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die in Verruf geratene Vorstellung von der Gefahr eines Lebendig-begraben-Werdens zu verteidigen,³⁶ indem ihr eine neue wissenschaftliche Glaubwürdigkeit unterstellt wurde. Während Hermann Klencke als Autor des *Hauslexikons* seine Überzeugung vom zahlenmäßig auftretenden Scheintod bereits deutlich zu Gehör gebracht hatte, wurde C. Müller-Fürstenweihe in seinem Zeitschriftenartikel »Tod und Scheintod (Asphyxie)« noch unmissverständlicher, als er davon sprach, dass es »statistisch feststeht, daß unter fünfzehnhundert Todesfällen ein Scheintod stattfindet«.³⁷ Hier wurde die Möglichkeit des Scheintodes durch eine fiktive Verifizierung mittels der Statistik zu einer Tatsache erhoben. Dass Referenzwerte oder vertrauenswürdige Belege in diesem Zusammenhang gänzlich fehlten, änderte nichts an der Wahrnehmung empirisch begründeter Wahrheit. Der fiktive Wert von *einem* Scheintoten auf 1.500 Verstorbene stellte im Kontext der Scheintod-Adepten indes schon eine »großzügigere« Berechnung dar. Der Mediziner Peter Joseph Schneider war 1839 für New York gar von *einem* Scheintoten auf 200 Verstorbene und von vergleichbaren Werten für badische Verhältnisse ausgegangen. Für vier badische Regionen hatte er bezogen auf 7.800 Todesfälle 154 Fälle von Scheintod »errechnet«. Derartige Zahlenwerte, wie Schneider sie lieferte, vermochten durchaus Ängste zu schüren. Dies unterstrich der Arzt zusätzlich mit einem begleitenden Hinweis:

»Wäre dies fürwahr nicht eine grässliche Zahl unglücklicher Mitbürger, die nach dieser Berechnung muthmasslich alljährlich dem schaudervollen Tode überliefert würden? [...] Wer könnte wohl unter diesen Umständen mit Zu-

35 Scheintod. Asphyxia, in: *Hermann Klencke*, *Hauslexikon der Gesundheitslehre für Leib und Seele*. Ein Familienbuch. 8., neu durchgearb. und sehr verm. Aufl., 2. Teil. Leipzig 1894, S. 343–348, hier S. 344.

36 Zu diesem Zeitpunkt wurde der Angst bereits vielfach keine große Bedeutung mehr zugemessen, vgl. *Rüve*, *Scheintod* (wie Anm. 5), S. 211.

37 *C. Müller-Fürstenweihe*, »Tod und Scheintod (Asphyxie)«, in: *Walhalla. Kunst-, Literatur- und Unterhaltungs-Blatt*, Nr. 24, 17. Juni 1877, S. [3f.].

verlässigkeit von sich behaupten, dass er dereinst nicht zu dieser Zahl der allerunglücklichsten Schlachtopfer gezählt werden dürfe?«³⁸

Die schlesische Sozialreformerin Friederike Kempner (1828–1904), die sich ab der Mitte des 19. Jahrhunderts vehement für eine gesetzliche Einführung und verpflichtende Nutzung von Leichenhäusern in Preußen einsetzte, berief sich wortwörtlich auf diese zahlenmäßigen Aussagen und versuchte dergestalt noch 1867 ihre Forderungen gegenüber der Regierung zu begründen.³⁹ Derartige »Rechnungen« wurden selbst noch im 20. Jahrhundert abgedruckt, wie das Beispiel des Moraltheologen Juan Bautista Ferreres (1861–1936) von 1908 zeigt, als dieser von einer Wahrscheinlichkeit von *einem* Scheintoten auf 1.000 Verstorbene ausging.⁴⁰ Hatte Schneider zumindest noch tabellarisch dargestellte Referenzwerte geliefert, die als Grundlage seiner Berechnung herangezogen werden konnten, finden sich derlei Daten bei den anderen Autoren nicht. Der Unterschied zu einer professionellen statistischen Arbeitsweise tritt dadurch markant hervor.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wandten auch Mediziner zunehmend statistische Methoden an, um die Ergebnisse ihrer Forschung zu präsentieren. Oftmals geschah dies in tabellarischen Auflistungen, wie beim Mediziner S.W. Herzog, der »Ueber den Werth einiger Wiederbelebungsverfahren beim Scheintod während der allgemeinen Narkose« referierte und damit den oftmals synonym verwandten Begriff der Asphyxie heranzog. Seine Untersuchung an Tieren kommt zu dem statistischen Ergebnis, dass der Scheintod in 29 Prozent der Fälle in einer späten Phase der Chloroform-Narkose auftritt. Derartige Resultate glaubte der Arzt auch auf Menschen übertragen zu

38 Peter Joseph Schneider, *Medicinisch-Polizeiliche Würdigung der Leichenhallen, als einziges und zuverlässiges Mittel zur Verhütung des Wiedererwachens im Grabe*. Freiburg i.Br. 1839, S. 48.

39 Vgl. Kempner, *Denkschrift* (wie Anm. 30), S. 51f. Zur Person Friederike Kempners vgl. Nina Kreibitz, *Friederike Kempner. Eine Neubewertung ihres gesellschaftspolitischen Werks*. [Jüdische Miniaturen, Bd. 333]. Leipzig 2025.

40 Vgl. J[uan] B[autista] Ferreres/J. B. Geniesse, *Der wirkliche Tod und der Scheintod in Beziehung auf die kleinen Sakramente, auf die Häufigkeit der voreiligen Begräbnisse, auf die Mittel zur Wiederbelebung der angeblich Toten und zur Vermeidung der Gefahr des Lebendig Begrabenwerdens. Physiologisch-medizinisch-theologische Studie*. Coblenz 1908, S. 98; Kreibitz, *Tod* (wie Anm. 4), S. 85.

können.⁴¹ Herzogs Beitrag zeugte bereits vom selbstverständlichen Umgang mit statistischen Erhebungen und Darstellungen, war seinen Ausführungen doch ausführlich statistisches Datenmaterial beigelegt. Er rekurrierte nicht auf angstschürende Vorstellungen eines Scheintodes, sondern beschäftigte sich nüchtern mit der Feststellung des Todes während der Narkose. Die dem Artikel angehängte Tabelle zeichnet somit auch keine Differenzierung von Scheintoten nach, sondern verweist detailliert und bereits völlig unabhängig von nicht-empirischen Annahmen auf genuin medizinische Vorgänge bei der Anästhesie.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass an der Vorstellung eines ›Scheintodes‹ als einem Zustand nicht erkannter Lebenszeichen trotz einer wissenschaftlichen Professionalisierung im medizinischen Bereich auch in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts noch festgehalten wurde. Doch setzte sich sukzessive die wissenschaftlich fundierte Analyse anhand empirischer Beobachtungen durch, die in statistisch abgesicherten Arbeiten Ausdruck fand. Der Gebrauch statistisch nicht haltbarer Werte, wie sie bei Ferreres deutlich werden, wurde vor dem Hintergrund der optimierten medizinischen Erkenntnisse und statistischen Untersuchungen zu einem Mittel primär unwissenschaftlicher Werke.

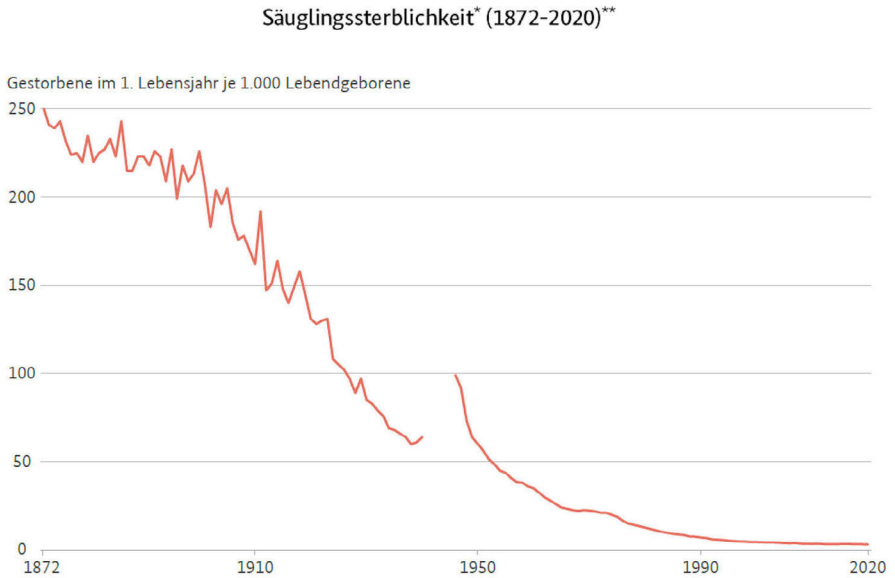
Wenn oben exemplarisch auf die mangelnde Erkenntnislage von *erwachsenen* ›Scheintoten‹ eingegangen wurde, dann deshalb, da Säuglinge hinsichtlich des Scheintodes eine eigenständige Kategorie darstellten. Die Fachliteratur zu dieser Gruppe ist überbordend und spiegelt die Unkenntnis in vielen Bereichen, insbesondere der Geburtshilfe, wider. Hierbei setzte sich der praktische Arzt an der »geburtshülflichen Poliklinik in München« Johann Poppel ausführlich mit statistischen Berechnungen auseinander, die er in zahlreichen Tabellen zur Veranschaulichung seiner Aussagen darlegte.⁴² Die Kindersterblichkeit stellte im 19. Jahrhundert generell ein elementares Feld der Medizin dar. Die Mortalität von Säuglingen nahm gegen Ende des 19. Jahrhunderts na-

41 S. W. Herzog, Ueber den Werth einiger Wiederbelebungsverfahren beim Scheintod während der allgemeinen Narkose, in: Deutsche Zeitschrift für Chirurgie, 49. Bd., 2. und 3. Doppelheft. Leipzig 1889, S. 255–266, hier S. 263.

42 Vgl. J[ohann] Poppel, Ueber den Scheintod Neugeborener, in: Monatsschrift für Geburtshilfe und Frauenkrankheiten. Im Verein mit der Gesellschaft für Geburtshilfe in Berlin, 25. Bd., Supplem.-Heft. Berlin 1865, S. 1–58.

mentlich in den Städten auch durch Verbesserungen im sanitätspolizeilichen Bereich sukzessive ab (Abb. 3.1).⁴³

Abbildung 3.1: Säuglingssterblichkeit in Deutschland (1872–2020)



* Bezogen auf die Lebendgeborenen des Berichtszeitraums, ab 1958 unter Berücksichtigung der Geburtenentwicklung in den vorangegangenen 12 Monaten

** bis 1943 Reichsgebiet, jeweiliger Gebietsstand, ab 1946 Früheres Bundesgebiet und DDR insgesamt

Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB)

Datenquelle: Statistisches Bundesamt

43 Vgl. Totgeborene je 1.000 Lebend- und Totgeborene in Deutschland (1841–2021), *Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung* (BiB), URL: <https://www.bib.bund.de/DE/Fakten/Fakt/S15-Totgeborene-je-Geburt-ab-1841.html?view=renderPermaLinkLightbox> [26.09.2024]; Säuglingssterblichkeit in Deutschland (1872–2020), *Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung* (BiB), URL: <https://www.bib.bund.de/DE/Fakten/Fakt/S10-Saeuglingssterblichkeit-ab-1872.html?view=renderPermaLinkLightbox> [Zugriff: 26.09.2024]; Jörg Vögele, Urbanization and the urban mortality change in Imperial Germany, in: *Health & Place* 6, 2000, S. 41–55, hier S. 41, 46, 48.

Dennoch waren die Zahlen im Vergleich zu heutigen Raten hoch⁴⁴ und Bemühungen darum, die postnatale Sterblichkeit zu reduzieren, stellte eines der entscheidenden Anliegen im medizinischen 19. Jahrhundert dar. Die Kindersterblichkeit entwickelte sich zu einem besonderen Beschäftigungsfeld der Statistiker weltweit, zumindest dann, wenn es die Definitionsdefizite Totgeborener betraf.

Zur Problematik der Totgeburten

Als sich der Arzt und Medizinalstatistiker Friedrich Prinzing (1859–1938) 1912 im *Handwörterbuch der sozialen Hygiene* mit statistischen Werten der deutschen Bevölkerung auf dem Lande und in den Städten auseinandersetzte, erwähnte er fast schon beiläufig einen Umstand, der bei der Erfassung der Verstorbenen bereits im 19. Jahrhundert und davor zu gravierenden statistischen Problemen geführt hatte: »Auf die Statistik der Totgeburten wirkt es störend ein, daß die Entscheidung, ob ein Kind als tot- oder lebendgeboren eingetragen wird, zu einem guten Teil von dem Ermessen des Geburtshelfers, der Hebamme oder der Angehörigen abhängt.«⁴⁵ Diesen klassifikatorischen Umstand begründete der Mediziner unter anderem mit Glaubenshintergründen. So wies er darauf hin, dass in katholischen oder ländlich geprägten Regionen der Anspruch stärker ausgebildet sei, ein Kind als lebendgeboren zu verzeichnen, auch wenn dieses kurz nach der Geburt verstorben war, als in protestantischen oder urbanen Gegenden. Den amtlichen Registern sei aus diesem Grund nicht in Gänze Glauben zu schenken, wenn es um die Frage der Totgeburten ging, denn

»dazu wäre es nötig, daß die Kinder, die in der ersten halben Stunde nach der Geburt gestorben sind, besonders ermittelt werden. Da dies meist nicht geschieht, so muß man sich damit begnügen, die Kinder, die innerhalb des ersten Tages nach der Geburt gestorben sind, zum Vergleiche heranzuziehen.«⁴⁶

44 Vgl. Jörg Vögele, Wenn das Leben mit dem Tod beginnt – Säuglingssterblichkeit und Gesellschaft in historischer Perspektive, in: *Historical Social Research*, 34/4 (130), 2009, S. 66–82, hier S. 66f.

45 *F[riedrich] Prinzing*, Stadt und Land, in: *A[lfred] Grotjahn/I[ganz] Kaup* (Hg.), *Handwörterbuch der sozialen Hygiene*. Bd. 2. Leipzig 1912, S. 494–512, hier S. 502.

46 *Prinzing*, Stadt (wie Anm. 45), S. 502.

Damit zeigt sich, dass noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Frage danach, wann das menschliche Leben beginnt und somit auch der Tod festgestellt werden kann, keineswegs einhellig beantwortet wurde und zu unterschiedlichen statistischen Werten führen konnte. Heute wird der Tod eines neugeborenen respektive eines im Mutterleib verstorbenen Fötus in Deutschland anhand relevanter Lebenszeichen und des Gewichtes taxonomisch identifiziert, wobei ein Körpergewicht von 500g als Grenze der Bestimmung dient. Unterhalb dieser Trennungslinie werden die Föten lediglich als Fehlgeburt definiert und als Individuen auch nicht personell erfasst. Dies bedeutet, dass der Fötus nicht in das Sterbe- und das Personenstandsregister eingetragen wird.⁴⁷ Eine derartige Klassifikation ist durchaus zeitlich und kulturell variabel, wie sich anhand diverser Neuausrichtungen in Deutschland allein im 20. Jahrhundert zeigen lässt. So wurde bis 1994 die Feststellung einer Totgeburt noch bis 1000g angegeben. In der Zeit davor galten die Körperlänge oder die Dauer der Schwangerschaft als Indikatoren für eine Tot- oder eine Fehlgeburt.⁴⁸ Ebenso wie bei der Festlegung der Todeskriterien existieren somit unterschiedliche Vorstellungen darüber, ab wann von menschlichem Leben gesprochen werden kann.⁴⁹

Die Schwierigkeiten bei der Begriffsbestimmung verweisen zielgenau zurück ins 18. und 19. Jahrhundert,⁵⁰ in denen bereits vielfach auch bezogen auf die Geburten- und Todeszahlen die statistischen Problemstellungen und sozialen Ausgangsmodi für Unterschiede in den Sterblichkeitsregistern erkannt waren.⁵¹ Obgleich die Schwierigkeit der Klassifikation somit frühzeitig identifiziert war, konnte eine Lösung auch durch die Statistik nicht erbracht werden. Der Statistiker Paul Kollmann (1842–1915) machte hierfür 1869 auch die zur Verfügung stehende Methodik verantwortlich, deren Mängel er unter anderem in einer Nicht-Erläuterung der Terminologie und von Definitionen er-

47 Vgl. *Gavallér*, Totgeburten (wie Anm. 7), S. 20.

48 Ebd.

49 Ebd., S. 21f.

50 Vgl. O. V., Geschichtliches über die Beurkundung des Personenstandes in der preussischen Monarchie, in: *Zeitschrift des Königlich Preussischen Statistischen Bureaus*, 11. Jg., H. 1 und 2, 1871, S. 247–256, hier S. 248.

51 Vgl. dazu die Ausführungen des Finanzrates und Direktors der Lebensversicherungs-Bank für Deutschland in Gotha, G. *Hopf*, Ueber die allgemeine Natur des Geburts- und des Sterblichkeitsverhältnisses. (Vortrag, gehalten im Collegium für Lebensversicherungs-Wissenschaft in Berlin am 6. Februar 1869), in: *Ernst Engel* (Hg.), *Zeitschrift des Königlich Preussischen Statistischen Bureaus*, 9. Jg., Nr. 1, 2 und 3, 1869, S. 1–49, hier S. 2.

kannte, die den Statistiken zugrunde lagen. In diesem Zusammenhang hob er die staatliche Dokumentation von Straftaten als positiven Ausnahmefall exemplarisch hervor, denn dort, wo Delikte zahlenmäßig erfasst wurden, mussten die gesetzgeberischen Maßregeln, die als Basis einer Verurteilung herangezogen wurden, erläutert und somit die Parameter, die einer dauerhaften Inhaftierung zugrunde lagen, präzise bezeichnet wurden.⁵²

Während ein derartiges Vorgehen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in den Kriminalitätsstatistiken zum Teil bereits angewandt wurde, sah dies bei den Angaben zur Bevölkerungsentwicklung und insbesondere der Todesfeststellung noch gänzlich anders aus. Eine Korrelation zum medizinischen Problem des Scheintodes ergab sich daher aufgrund der schwerwiegenden ungeklärten Daseinskategorien, die an dieser Stelle unmittelbar zum Tragen kamen. Gerade aber die statistische Darstellungsweise verlangt nach einer Lösung darüber, ob und wenn ja, in welcher Rubrik einer Tabelle die totgeborenen Kinder vermerkt werden sollten.

Als »Totgeboren[e]« galten vielerorts somit einerseits Föten, die »zur richtigen Frist, aber ohne Leben zur Welt gekommen[... waren], als auch die lebensunfähigen Frühgeburten«.⁵³ Dieser nicht unerhebliche Umstand trug dazu bei, dass die Frage nach einer definitorischen Schärfung des Begriffes Totgeburt auch auf dem 7. Internationalen Statistischen Congress 1869 in der ersten Sektion »Theorie der Statistik und Anwendung statistischer Daten« neben Themenfeldern wie »Grenzen der Statistik« oder »Methodologie der Statistik« erörtert wurden.⁵⁴ Die Klärung dieses Aspektes wurde somit als statistisches Grundlagenproblem wahrgenommen. Eine solche Einschätzung galt auch deshalb, da eine »präcise Definition der Todtgeborenen [...] zu einer genauen Kenntniss der Bevölkerungsbewegungen« beitrage.⁵⁵ Die Frage hatte also Einfluss auf die generelle Bewertung der Bevölkerungsstatistiken, deren allgemeine Relevanz an keiner Stelle in Frage gestellt wurde. In vereinzelten europäischen Ländern, wie Schweden, waren die staatlichen Behörden bereits

52 Vgl. Paul Kollmann, Die Vorlagen zum siebenten internationalen statistischen Congress im Haag, in: Ernst Engel (Hg.), Zeitschrift des Königlich Preussischen Statistischen Bureaus, 9. Jg., Nr. 1, 2 und 3, 1869, S. 49–52, hier S. 49.

53 Ebd.

54 Kluge, Sitzungsperiode (wie Anm. 15), S. 266–284; vgl. Alexander von Oettingen, Die Moralstatistik und die christliche Sittenlehre. Versuch einer Socioethik auf empirischer Grundlage. 1. Theil: Die Moralstatistik. Inductiver Nachweis der Gesetzmässigkeit sittlicher Lebensbewegung im Organismus der Menschheit. Erlangen 1868, S. 883.

55 Kluge, Sitzungsperiode (wie Anm. 15), S. 277.

frühzeitig bemüht gewesen, dem zu konstatierenden Bevölkerungsrückgang aus genuin kameralistischen Gründen nachzuforschen. Nach ausgiebigen statistischen Untersuchungen Mitte des 18. Jahrhunderts konnte dort das Problem nicht wie erwartet mit den Auswanderungswellen der eigenen Bevölkerung begründet werden, sondern wurde mit einer hohen Mortalitätsrate von Neugeborenen korreliert.⁵⁶ Der Grund für eine Beschäftigung mit dieser Fragestellung basierte somit auf konkreten politischen und wirtschaftlichen Aspekten.

Die generelle Schwierigkeit nicht allein bei den statistischen Untersuchungen, sondern auch in Bezug auf die Klassifikation im Einzelfall bestand unter anderem darin, dass die gruppenspezifische Zuordnung von totgeborenen Kindern international, aber auch innerhalb eines Landes unterschiedlich gehandhabt wurde. So existierte in jenen Ländern, für die der »Code Civil« federführend war, die Auflage, Todesfälle und Geburten innerhalb einer dreitägigen Frist offiziell schriftlich festzuhalten. Dies führte in den entsprechenden Ländern dazu, dass keine Differenzierung erfolgen konnte zwischen jenen Kindern, die im unmittelbaren Geburtsprozess oder im Mutterleib, und jenen, die innerhalb der drei Tage nach der Geburt, bis zur amtlichen Registrierung verstarben. Damit kam es zu stark unterschiedlichen Werten von totgeborenen und lebendgeborenen Kindern in den amtlichen Statistiken.⁵⁷

Dass diese Debatte über Lebens- und Todesdefinitionen im Rahmen der Statistiker des 19. Jahrhunderts keineswegs neu war, zeigt der Verweis auf die vorangegangenen Internationalen Statistischen Kongresse, beginnend mit dem ersten in Brüssel im Jahr 1853. 1863 fasste der Direktor des Königlich-Statistischen Bureaus in Preußen, Ernst Engel (1821–1896), die Relevanz der Bestimmung von Totgeburten zusammen, als er den ursprünglichen Ausgangspunkt der Kongresse mit der Klärung *dieses* dringenden Anliegens von Seiten der Statistiker benannte. Demnach war die »Statistik der Todesursachen« *das* brennende Problem gewesen, das 1853 in Brüssel verhandelt worden war. Dort war der international zusammengesetzte Kreis aus Wissenschaftlern zu der Erkenntnis gelangt, dass es notwendig sei, »eine übereinstimmende, für alle Länder brauchbare Nomenclatur der Todesursachen zu entwerfen.«⁵⁸

56 Vgl. *Gavallér*, Totgeburten (wie Anm. 7), S. 30f.

57 Vgl. *Kluge*, Sitzungsperiode (wie Anm. 15), S. 276.

58 *E[rnst] Engel*, Der Internationale Statistische Congreß in Berlin. Ein Vorbericht an die Vorbereitungs-Commission der V. Sitzungsperiode des Congresses über die Gegen-

Da eine Einigung indes auf dieser Konferenz nicht gelang, hatte die Frage auf dem nachfolgenden Kongress von 1855 in Paris neuerlich auf dem Programm gestanden. Das Ergebnis, das hier letztlich erreicht wurde, unterschied im Fall der totgeborenen Kinder zwischen »Totgeborenen« und »Tod durch Lebensschwäche oder Missgeburt«.⁵⁹ Das Ende der Diskussionen war damit aber keineswegs erreicht. Vielmehr wurde die Problematik einer expliziten international akzeptierten Nomenklatur im Kontext von Tod und Leben auf jeder späteren Internationalen Statistischen Konferenz abermals aufgegriffen und die bisherigen taxonomischen Angaben dazu jeweils erweitert.⁶⁰ Die Einigung, die letztlich 1869 in Den Haag erzielt wurde, definierte einen Fötus dann als totgeboren, wenn er mindestens sechs Monate im Mutterleib gelebt hatte. Darüber hinaus wurde den Länderregierungen empfohlen, generell zwischen totgeborenen und lebendgeborenen Kindern zu differenzieren, unabhängig davon, wann die Kinder nach der Geburt verstorben waren. Aus statistischer Perspektive womöglich besonders relevant ist der letzte Vorschlag, der in diesem Zusammenhang im Rahmen des Kongresses erhoben wurde und der anriet, totgeborene Kinder in den offiziellen Statistiken gesondert zu klassifizieren und somit weder der Kategorie der Geburten noch jener der Todesfälle zuzuordnen.⁶¹ Hier zeigt sich abermals eine frappierende Überschneidung mit vorgeblichen Scheintoten, wurden doch auch diese weder als eindeutige Lebende noch als gesicherte Verstorbene identifiziert und stellten demnach, auch, wenn sich dies nicht in den Sterbetabellen niedergeschlagen hat, gleichsam eine dritte Kategorie dar. Nach dieser Lesart wären totgeborene Kinder sowie angebliche Scheintote einem definitorischen Grenzbereich zuzuordnen, der sich aber dergestalt einer für die statistische Erhebung notwendigen eindeutigen Zuordnung entzieht.

Zumindest dem von Kollmann noch 1869 beklagten Umstand einer mangelhaften Dokumentation der den Daten zugrundeliegenden Methodik in den Publikationen, wurde in der Abschlusserklärung des Kongresses Rechnung getragen, indem die Statistiker darin übereinkamen, dass den Ländern die

stände der Tagesordnung derselben. Berlin 1863, S. 73; vgl. auch: Jan-Philipp Horstmann, *Halbamtliche Wissenschaft. Internationale Statistikkongresse und preußische Professorenbürokraten*. Paderborn 2020, S. 120.

59 Engel, *Congreß* (wie Anm. 58), S. 74.

60 Vgl. *ebd.*, S. 75f.

61 Vgl. Kluge, *Sitzungsperiode* (wie Anm. 15), S. 280.

Anregung unterbreitet werden sollte, die Methodik zukünftig zu veröffentlicher Mortalitätsstatistiken im Zusammenhang ihres Erscheinens zu erläutern.⁶² Obgleich derartige Forderungen zielführend klingen, waren sie im vorliegenden Fall dennoch zum Scheitern verurteilt, denn in Bezug auf die totgeborenen Kinder stellte nicht die statistische Methodik das eigentliche Problem dar, sondern die dieser zugrunde liegenden uneinheitlichen Definitionen von Leben und Tod. Somit kann die resigniert anmutende Feststellung des Mediziners und Sozialhygienikers Alfred Grotjahn (1869–1931) weniger als eine Kritik an der (medizinischen) Statistik, die er als »Grundlage jeder sozialpathologischen Betrachtung« interpretierte,⁶³ denn am grundlegenden medizinischen Kenntnisstand gedeutet werden. So führte er Anfang des 20. Jahrhunderts aus, dass »es nichts Unsichereres geben [könne], als die internationale Totgeburtenstatistik«,⁶⁴ auch, wenn diese Aussage nicht auf alle Länder gleichermaßen angewendet werden konnte.⁶⁵ Erwähnenswert ist in diesem Kontext die Begründung, die Grotjahn für die konstatierten Missstände lieferte. Neben den von Land zu Land unterschiedlichen Interpretationen, die zu differenten Auffassungen führten, stellte er auch ein generelles Problem heraus, als er betonte, dass die medizinische Statistik, so wie sie angewandt würde, eben keine naturwissenschaftliche, sondern vielmehr eine geisteswissenschaftliche Methode sei, weshalb die naturwissenschaftlich geschulten Mediziner sich ihrer wenig bedienten oder nicht befähigt wären, diese anzuwenden.⁶⁶

Zur Relevanz der Darstellung von Datenmaterial

Sowohl die Auseinandersetzung mit vorgeblichen Scheintoten als auch mit Totgeburten verweisen auf ontologische Klassifikationsschwierigkeiten, die eine einheitliche statistische Untersuchung im 19. Jahrhundert verhinderten. Das derart fehlende kohärente Datenmaterial wurde somit auch in der Regel nicht in Form grafischer Illustrationen verdeutlicht. Welche Bedeutung die

62 Vgl. Kluge, Sitzungsperiode (wie Anm. 15), S. 284.

63 Alfred Grotjahn, Soziale Pathologie. Versuch einer Lehre von den sozialen Beziehungen der menschlichen Krankheiten als Grundlage der sozialen Medizin und der sozialen Hygiene. 2. neubearb. Aufl. Berlin 1915, S. 9.

64 Ebd.; Cavallér, Totgeburten (wie Anm. 7), S. 37.

65 Cavallér, Totgeburten (wie Anm. 7), S. 37.

66 Vgl. Grotjahn, Pathologien (wie Anm. 63), S. 10.

Grafiken im Verlauf des Jahrhunderts aber auch in Bezug auf Todeszahlen erhielten, zeigt sich anhand prominenter Beispiele: 1869 veröffentlichte der französische Bauingenieur Charles Joseph Minard (1781–1870) seine »Carte figurative des pertes successives en hommes de l'Armée Française dans la campagne de Russie 1812–1813«, anhand derer er die menschlichen Verluste des Russlandfeldzugs von 1812/13 in einer grafischen Darstellung dokumentierte.⁶⁷ Bereits 1862 hatte Minard über derartige Illustrationsformen festgehalten: »Geht man von der großen Ausweitung der statistischen Forschung in unseren Tagen aus, dann verspürt man die Notwendigkeit, die Ergebnisse in weniger trockneren, nützlicheren und schneller zugänglicheren Formen als in Zahlen wiederzugeben.«⁶⁸ Tatsächlich gelang Minard mit dieser Form der Visualisierung beeindruckend anschaulich die hohe Zahl der verstorbenen Soldaten des Feldzuges zu verdeutlichen. Die Verlustanzeige, plastisch umgesetzt als ein sich stetig verjüngender Strich auf der Karte, ist eindrücklicher als jede Tabelle, die bis dahin und bis heute die Todeszahlen von Gefallenen in Kriegen oder Revolten, in Epidemien oder anhand von Unfallstatistiken anzeigten. In diesem Fall greift daher womöglich die bekannte Formel des Kommunikationswissenschaftlers Marshall McLuhan »The medium is the message«, mit der dieser unter anderem verdeutlichen wollte, dass der Art und Weise wie eine Information vermittelt wird, oftmals mehr Relevanz zukommt als ihrer eigentlichen inhaltlichen Aussage.⁶⁹ Obgleich die Zahlen, die hinter der grafischen Darstellung Minards stehen, dieselben sind wie man sie in einer Tabelle finden kann, vereinfacht diese bildhafte Informationseingabe nicht allein das Verständnis des Informationsgehalts der Aussage, sondern transportiert zusätzlich – intendiert oder nicht – einen emotional konnotierten Subtext, der abhängig von den Nutzenden der Karte unterschiedlich interpretiert werden kann. Ein Erschrecken über die Masse der Gefallenen und den Verlust an Menschenleben kann hier zumindest auch kritisches Potenzial entfalten.

Ähnlich sah dies auch J. M. Obreen, Direktor eines nicht näher benannten Kartendepots, der 1869 auf dem 7. Internationalen Statistischen Kongress in

67 Vgl. dazu Wolf-Rüdiger Wagner, *Die Entstehung der Mediengesellschaft. 100 Mediengeschichten aus dem 19. Jahrhundert*. Bielefeld 2022, S. 223f.

68 Charles-Joseph Minard, *Des tableaux graphiques et des cartes figuratives*. Paris 1862, 1, zit.n. u. übers. v. Wagner, *Mediengesellschaft*, S. 223.

69 Vgl. zu den unterschiedlichen Interpretationen des Ansatzes: Sven Grampp, Marshall McLuhan. Eine Einführung. Konstanz/München 2011, S. 121–140, insbesondere S. 133.

Den Haag eine Lanze für die graphische Darstellung von Tabellenwerten gebrochen hatte. In seinem Resümee der Kongressergebnisse fasste der Statistiker Kluge diese Lesart mit den Worten zusammen: »Weil die Zeichnung zu den Augen rede und sich leicht dem Gedächtniss [sic!] einpräge, sei die graphische Methode zur allgemeinen Verbreitung der Statistik sehr geeignet.«⁷⁰ Dieser Ansatz setzte sich bald schon durch und das 19. Jahrhundert, ausdrücklich seine zweite Hälfte, werden aufgrund der Etablierung neuer Darstellungsformen der zugrundeliegenden statistischen Daten auch als »Golden Age of Graphical Statistics« bezeichnet.⁷¹

Vielfach ist es oben bereits angeklungen: Die Erhebung statistischer Informationen hatte von Beginn an den Zweck, auf Grundlage der Daten wirtschaftliche, politische, kurz gesagt gesellschaftliche Prozesse nachzuvollziehen und gegebenenfalls zu lenken. Zielsetzung der statistischen Untersuchungen konnte sein, medizinischen Phänomenen auf den Grund zu gehen, um im Problemfall Abhilfe zu schaffen. Das Zahlenmaterial wurde aber nicht selten auch aufgrund der Intention erhoben, jenseits aller humanistisch zu begründenden Bemühungen, genutzt zu werden. Hier zeigt sich, dass statistische Daten und vorgeblich neutrale Zahlen keineswegs ohne ihren intendierten Ausgangspunkt betrachtet werden sollten.⁷² Denn Zahlen konnten immer auch als Druckmittel verwendet werden, um politische oder soziale Programme gegen Widerstände durchzusetzen. Im Fall der scheinbaren probabilistischen Werte eines Scheintodes wurden Vorstellungen an einen drohenden Scheintod künstlich wachgehalten, obgleich die medizinische Sorge vor der Wahrscheinlichkeit eines solchen Auftretens bereits gewichen war. Und im Fall der Frage, wie die durch statistische Erhebungen erkannte Problematik der zum Teil hohen Kindersterblichkeit Einhalt geboten werden konnte, kamen Befürchtungen von wirtschaftlichen oder martialischen Nachteilen zum Tragen.⁷³ Ob eine Dichotomie zwischen Datenerhebung und Datenpräsentation aufgezeigt werden kann, hängt womöglich vom politischen Gehalt der genutzten Informationen ab. Die Darstellung in Form von Tabellen, Grafiken oder anderen Arten der Illustrationen mag sich am Publikum

70 Kluge, Sitzungsperiode (wie Anm. 15), S. 274.

71 Michael Friendly, The Golden Age of Statistical Graphics, in: Statistical Sciences, 23/4, 2008, S. 502–535, hier S. 502.

72 Vgl. Kreibitz/Prieto, Die letzte Ordnung?, in: Nina Kreibitz/Thomas Macho/Moisés Prieto, Ordnungen (wie Anm. 9), S. 15–39, hier S. 16, 24.

73 Vgl. Gavallér, Totgeburten (wie Anm. 7), S. 30.

orientiert haben. Statistische Auswertungen über Fragen des Sterbens und des Todes gehörten aufgrund ihrer vielfach politischen und wirtschaftlichen Tragweite zur Gruppe der frühesten Datenerhebungen. Und die statistische Darstellung von Todesdaten trägt zur möglichen Antizipation des eigenen Sterbens bei. Diesem Umstand ist es geschuldet, dass derartige Daten auch in der Gegenwart eine besondere Brisanz entfalten können.

Schlusswort

Statistische Methodik und Darstellung gelangten nicht allein im 19. Jahrhundert in Bezug auf präzise Angaben zu Todesfällen an ihre Grenzen. Obgleich sich die statistischen Kenntnisse und Illustrationsmöglichkeiten auch durch einen ausgeprägten internationalen Austausch stetig fortentwickelten, stießen die Statistiker, ebenso wie medizinisches Personal, in diesen Fällen auf scheinbar unüberwindliche Hindernisse. Diese Schwierigkeiten basierten auf ontologischen Unklarheiten, die dergestalt auch Ausdruck in den Statistiken fanden, wenn unter anderem die Aufnahme totgeborener Kinder in eine Tabelle aufgrund unterschiedlicher Definitionen hier realisiert oder dort verweigert wurde. Dass die Klärung derartiger Deutungsprobleme als gravierend eingestuft wurde, zeigt sich anhand der wiederholten Debatten auf den Internationalen Statistischen Kongressen ab 1853. Statistische Dokumentationen zur Bevölkerungsentwicklung – so zeigen es auch die historischen Vorläufer – waren neben den primären Bemühungen um soziale Verbesserungen und wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn von Machtinteressen geprägt und dazu befähigt, staatliche Machtpositionen qua quantitativer Angaben grafisch darzustellen. Dass diesen Daten zugestanden wurde, Wahrheiten widerzuspiegeln, und damit unverrückbare Indikatoren von Authentizität zu sein, konnte zur Legitimierung bestimmter Lesarten genutzt werden. Als relevanter Bestandteil des Bereichs der Bevölkerungsentwicklung kamen den Mortalitätsstatistiken mit ihren zahlreichen Unterkategorien eine erhebliche Bedeutung zu. Derartige Erkenntnisse zeigten sich in jüngster Zeit anhand der Datenlage zur Covid-19-Pandemie,⁷⁴ wenn anhand von Infektions- und

74 Zur Datenauswertung der Covid-19-Pandemie vgl. u.a. S. Gleich/M. Graw/S. Viehöver/S. Schmidt/D. Wohlrab, Covid-19-assoziierte Sterbefälle. Erste Daten aus Münchner Todesbescheinigungen, in: Rechtsmedizin 31, 2021, S. 408–417.

Mortalitätswerten politische Entscheidungen begründet und gefordert wurden.

Die Diskussion über die adäquate Darstellungsform von Daten wurde im 19. Jahrhundert vielfach und wiederholt geführt. Grafische Darstellungen, die sich nicht länger mit bloßen Tabellen begnügten, sondern illustrierend eine Auseinandersetzung anregen sollten, erfuhren hier ihre erste Hochphase. Die problematische Ausgangslage einer kohärenten Klassifikation von Todesfällen scheint heutzutage gelöst. Doch zeigen fachinterne Auseinandersetzungen und die Einführung von gänzlich neuen transhumanistischen Todeskonzepten,⁷⁵ dass die westlichen Gesellschaften weit entfernt sind von homogenen Definitionen des Todes und des Lebens. Die Erhebung und Auswertung von Daten bedürfen nicht nur einheitlicher Standards, sondern auch noetischer Klassifikationsparameter, auf deren Grundlage die Statistik agieren kann. Die Todesthematik zeigt womöglich am gravierendsten von allen Komplexen, die statisch erfasst werden, wie unvermittelt lebensnah und persönlich ein tabellarischer oder grafischer Inhalt von Zahlenkolonnen ausfallen kann. Nicht allein aus diesem Grund sollte die statistisch erfasste Geschichte des Todes eng verwoben mit Politik-, Wirtschafts- und Glaubensgeschichte, Wissens- und Emotionshistorie, nicht zu vergessen mit der Sozial-, Technik- und Rechtsgeschichte verstanden werden. Die Phänomene Tod und Sterben gleichgültig in welchem Jahrhundert auch immer betrachtet, werden erst als vielseitige Dispositive in ihren Bedeutungsinhalten und Auswirkungen vollkommen sichtbar.

Literatur- und Quellenverzeichnis

Quellen

Alexander von Oettingen, *Die Moralstatistik und die christliche Sittenlehre. Versuch einer Sociaethik auf empirischer Grundlage. 1. Theil: Die Moralstatistik. Inductiver Nachweis der Gesetzmässigkeit sittlicher Lebensbewegung im Organismus der Menschheit.* Erlangen 1868.

75 Vgl. *Caroline Helmus*, Ein Ende des Todes im Cyberspace? (Un-)Sterblichkeitsphantasien im Transhumanismus, in: *Ute Planert* (Hg.), *Todesarten. Sterben in Kultur und Geschichte.* (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte, H. 99). Köln 2023, S. 291–304.

- C. Müller-Fürstenweihe, »Tod und Scheintod (Asphyxie)«, in: *Walhalla. Kunst-, Literatur- und Unterhaltungs-Blatt*, Nr. 24, 17. Juni 1877, [S. 3f.].
- Edgar Allan Poe, *The Premature Burial*, in: Ders.: *The complete Tales and Poems of Edgar Allan Poe, with an introduction by Hervey Allen*. New York 1938, S. 258–268.
- Ernst Engel, *Der Internationale Statistische Congreß in Berlin. Ein Vorbericht an die Vorbereitungs-Commission der V. Sitzungsperiode des Congresses über die Gegenstände der Tagesordnung derselben*. Berlin 1863.
- Ernst Kluge, *Die 7. Sitzungsperiode des internationalen statistischen Congresses in Haag*, in: *Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik*, Bd. 14, H. 1, 1870, S. 253–302.
- Frederike Kempner, *Denkschrift über die Nothwendigkeit der gesetzlichen Einführung von Leichenhäusern*. 6. verm. Aufl. Breslau 1867.
- G. Hopf, *Ueber die allgemeine Natur des Geburts- und des Sterblichkeitsverhältnisses*. (Vortrag, gehalten im Collegium für Lebensversicherungs-Wissenschaft in Berlin am 6. Februar 1869), in: Ernst Engel (Hg.), *Zeitschrift des Königlich Preussischen Statistischen Bureaus*, 9. Jg., Nr. 1,2 und 3, 1869, S. 1–49.
- Georg Wlamos, *Ueber die Kindersterblichkeit*. Inaug. Diss. Halle 1881.
- Johann Erich Biester (Hg.), *Berlinische Monatsschrift*. 24. Bd., Julius bis Dezember, 1794. Berlin 1794.
- Johann Peter Brinkmann, *Beweis der Möglichkeit, daß einige Leute lebendig können begraben werden, nebst der Anzeige, wie man dergleichen Vorfälle verhüten könne*. Leipzig 1772.
- Johann Peter Süßmilch, *Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts, aus der Geburt, dem Tode und der Fortpflanzung desselben*. Erster Theil, 2. und ganz umgearb. Aufl. Berlin 1761.
- Johann Poppel, *Ueber den Scheintod Neugeborener*, in: *Monatsschrift für Geburtskunde und Frauenkrankheiten*. Im Verein mit der Gesellschaft für Geburtshülfe in Berlin, 25. Bd., Supplem.-Heft. Berlin 1865, S. 1–58.
- Juan Bautista Ferreres/J. B. Geniesse, *Der wirkliche Tod und der Scheintod in Beziehung auf die kleinen Sakramente, auf die Häufigkeit der voreiligen Begräbnisse, auf die Mittel zur Wiederbelebung der angeblich Toten und zur Vermeidung der Gefahr des Lebendig Begrabenwerdens*. Physiologisch-medizinisch-theologische Studie. Coblenz 1908.
- Karl Seutemann, *Kindersterblichkeit sozialer Bevölkerungsgruppen insbesondere im preussischen Staate und seinen Provinzen*. Tübingen 1894.

- Königliches Statistisches Bureau (Hg.), Jahrbuch für die Amtliche Statistik des Preussischen Staats, 1. Jg. Berlin 1863.
- Nikolai Gogol, Tote Seelen. Ein Poem. Aus dem Russischen neu übers. v. Vera Bischitzky. Mit Anmerkungen und Bericht aus der Übersetzerwerkstatt von Vera Bischitzky. Nachwort und Zeittafel von Barbara Conrad. Mannheim 2010.
- O.V., »Statistik des Medicinalpersonals im Königreiche Sachsen, die Jahre 1819 bis 1855 umfassend«, in: Zeitschrift des Statistischen Büreaus des Königl. Sächs. Ministeriums des Innern, Nr. 7, 5. August 1855, S. 105–124.
- O.V., Geschichtliches über die Beurkundung des Personenstandes in der preussischen Monarchie, in: Zeitschrift des Königlich Preussischen Statistischen Bureaus, 11. Jg., H. 1 und 2, 1871, S. 247–256.
- Paul Kollmann, Die Vorlagen zum siebenten internationalen statistischen Congress im Haag, in: Ernst Engel (Hg.), Zeitschrift des Königlich Preussischen Statistischen Bureaus, 9. Jg., Nr. 1, 2 und 3, 1869, S. 49–52.
- Peter Joseph Schneider, Medicinisch-Polizeiliche Würdigung der Leichenhallen, als einziges und zuverlässiges Mittel zur Verhütung des Wiedererwachens im Grabe. Freiburg i.Br. 1839.
- Richard Böckh, Die geschichtliche Entwicklung der Amtlichen Statistik des Preussischen Staates. Eine Festgabe für den Internationalen Statistischen Congress in Berlin. Berlin 1863.
- S. W. Herzog, Ueber den Werth einiger Wiederbelebungsverfahren beim Scheintod während der allgemeinen Narkose, in: Deutsche Zeitschrift für Chirurgie, 49. Bd., 2. und 3. Doppelheft. Leipzig 1899, S. 255–266.
- Säuglingssterblichkeit in Deutschland (1872–2020), Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB), Url: <https://www.bib.bund.de/DE/Fakten/Fakt/S10-Saeuglingssterblichkeit-ab-1872.html?view=renderPermaLinkLightbox> [26.09.2024].
- Scheintod. Asphyxia, in: Hermann Klencke: Hauslexikon der Gesundheitslehre für Leib und Seele. Ein Familienbuch. 2. Theil, 8., neu durchgearb. und sehr verm. Aufl. Leipzig 1894, S. 343–348.
- Totgeborene je 1.000 Lebend- und Totgeborene in Deutschland (1841–2021), Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB), URL: <https://www.bib.bund.de/DE/Fakten/Fakt/S15-Totgeborene-je-Geburt-ab-1841.html?view=renderPermaLinkLightbox> [26.09.2024].
- Wilhelm Stricker, Zur Frage von der Kindersterblichkeit. Weitere statistische Materialien, in: Archiv für Pathologische Anatomie und Physiologie und für Klinische Medicin, Bd. 44, Nr. 2–3, 1868–69, S. 376–378.

Literatur

- Alfred Grotjahn, *Soziale Pathologie. Versuch einer Lehre von den sozialen Beziehungen der menschlichen Krankheiten als Grundlage der sozialen Medizin und der sozialen Hygiene*. 2. neubearb. Aufl. Berlin 1915.
- Barbara Conrad, Nachwort, in: Nikolai Gogol, *Tote Seelen. Ein Poem*. Aus dem Russischen neu übers. v. Vera Bischitzky. Mit Anmerkungen und Bericht aus der Übersetzerwerkstatt von Vera Bischitzky. Nachwort und Zeittafel von Barbara Conrad. Mannheim 2010, S. 493–515.
- Caroline Helmus, Ein Ende des Todes im Cyberspace? (Un-)Sterblichkeitsphantasien im Transhumanismus, in: Ute Planert (Hg.), *Todesarten. Sterben in Kultur und Geschichte*. (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte, H. 99). Köln 2023, S. 291–304.
- Egon Hölder/Manfred Ehling, Zur Entwicklung der amtlichen Statistik in Deutschland, in: Wolfram Fischer/Andreas Kunze (Hg.), *Grundlagen der Historischen Statistik in Deutschland. Quellen, Methoden, Forschungsziele*. (Schriften des Zentralinstituts für Sozialwissenschaftliche Forschung der Freien Universität, Bd. 65). Opladen 1991, S. 15–31.
- Eva-Maria Lehner, *Taufe-Ehe-Tod. Praktiken des Verzeichnens in frühneuzeitlichen Kirchenbüchern*. (Historische Wissensforschung, Bd. 22). Göttingen 2023.
- Frederike Kalthener/Nele Obermüller, *DatenGerechtigkeit*, aus dem Englischen übers. v. Felix Maschewski und Anna-Verena Nosthoff. Berlin 2018.
- Friedrich Prinzing, Stadt und Land, in: Alfred Grotjahn und Ignaz Kaup (Hg.), *Handwörterbuch der sozialen Hygiene*. Bd. 2. Leipzig 1912, S. 494–512.
- Gerlind Rüge, *Scheintod. Zur kulturellen Bedeutung der Schwelle zwischen Leben und Tod um 1800*. Bielefeld 2008.
- Jan-Phillip Horstmann, *Halbamtliche Wissenschaft. Internationale Statistik-kongresse und preußische Professorenbürokraten*. Paderborn 2020.
- Joanna Burke, *Fear. A Cultural History*. London 2005.
- Jörg Vögele, Urbanization and the urban mortality change in Imperial Germany, in: *Health & Place* 6, 2000, S. 41–55.
- Jörg Vögele, Wenn das Leben mit dem Tod beginnt – Säuglingssterblichkeit und Gesellschaft in historischer Perspektive, in: *Historical Social Research*, Bd. 34, Nr. 4 (130), 2009, S. 66–82.
- Jürgen Osterhammel, *Die Verwandlung der Welt: Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*. 5., durchges. Aufl. München 2010.

- Kerstin Brückweh, Menschen zählen. Wissensproduktion durch britische Volkszählungen und Umfragen vom 19. Jahrhundert bis ins Digitale Zeitalter. (Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts London, Bd. 76). Berlin/Boston 2015.
- Kira L. S. Newman, Shutt Up: Bubonic Plague and Quarantine in Early Modern England, in: *Journal of Social History*, Bd. 45, Nr. 3: The Hidden History of the Crime, Corruption, and States, Frühling 2012, S. 809-834.
- Martin Patak, Die Angst vor dem Scheintod in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. Zürich 1967.
- Michael Anderheiden, »Leben« im Grundgesetz, in: *Kritische Vierteljahresschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft (KritV)*, Bd. 84, Nr. 4, 2001, S. 353-381.
- Michael Friendly, The Golden Age of Statistical Graphics, in: *Statistical Sciences*, Bd. 23, Nr. 4, November 2008, S. 502-535.
- Nina Kreibig, Institutionalisierte Tod. Die Kultur- und Sozialgeschichte der Berliner Leichenhäuser im 19. Jahrhundert. (Tod und Agency. Interdisziplinäre Studien zum Lebensende, Bd. 2). Bielefeld 2022.
- Nina Kreibig/Moisés Prieto, Die letzte Ordnung?, in: Nina Kreibig/Thomas Macho/Moisés Prieto (Hg.), *Ordnungen des Todes. Von Listen, Statistiken und Dunkelziffern über das Sterben und die Verstorbenen*. (Tod und Agency. Interdisziplinäre Studien zum Lebensende, Bd. 1). Bielefeld 2023, S. 15-39.
- Nina Kreibig/Thomas Macho/Moisés Prieto (Hg.), *Ordnungen des Todes. Von Listen, Statistiken und Dunkelziffern über das Sterben und die Verstorbenen*. (Tod und Agency. Interdisziplinäre Studien zum Lebensende, Bd. 1). Bielefeld 2023.
- Nina Kreibig, Friederike Kempner. Eine Neubewertung ihres gesellschaftspolitischen Werks. (Jüdische Miniaturen, Bd. 333). Leipzig 2025.
- Norbert Fischer, *Geschichte des Todes in der Neuzeit*. Erfurt 2001.
- Oliver Landolt, Kriegsgefallenenlisten – erläutert am Beispiel der Schlachtfeldzeiten in den eidgenössischen Orten, in: Nina Kreibig/Thomas Macho/Moisés Prieto (Hg.), *Ordnungen des Todes. Von Listen, Statistiken und Dunkelziffern über das Sterben und die Verstorbenen*. (Tod und Agency. Interdisziplinäre Studien zum Lebensende, Bd. 1). Bielefeld 2023, S. 161-174.
- Sabine Müller, Die Hirntod-Debatte: Neue Einsichten durch funktionelle Bildgebung, in: Dominik Groß/Julia Glahn/Brigitte Tag (Hg.), *Die Leiche als Memento mori. Interdisziplinäre Perspektiven auf das Verhältnis von Tod*

- und totem Körper. (Todesbilder. Studien zum gesellschaftlichen Umgang mit dem Tod, Bd. 2). Frankfurt a.M. 2010, S. 153–172.
- S. Gleich/M. Graw/S. Viehöfer/S. Schmidt/D. Wohlrab, Covid-19-assoziierte Sterbefälle. Erste Daten aus Münchner Todesbescheinigungen, in: Rechtsmedizin 31, 2021, S. 408–417.
- Sven Grampp, Marshall McLuhan. Eine Einführung. Konstanz/München 2011.
- Svenja Goltermann, Victims: Perceptions of Harm in Modern European War and Violence. (The History and Theory of International Law). Oxford, 2023; online edn, Oxford Academic, 14 Dec. 2023, URL: <https://doi-org-1ka9foxiwo1ec.erf.sbb.spk-berlin.de/> [28.09.2024].
- Wieland Sachse, Die publizierte Statistik bis um 1860. Grundzüge und Entwicklungstendenzen, in: Wolfram Fischer/Andreas Kunze (Hg.), Grundlagen der Historischen Statistik in Deutschland. Quellen, Methoden, Forschungsziele. (Schriften des Zentralinstituts für Sozialwissenschaftliche Forschung der Freien Universität, Bd. 65). Opladen 1991, S. 3–14.
- Wolf-Rüdiger Wagner, Die Entstehung der Mediengesellschaft. 100 Mediengeschichten aus dem 19. Jahrhundert. Bielefeld 2022.
- Wolfgang Hartwig, Hochkultur des bürgerlichen Zeitalters. Göttingen 2005.
- Yvonne Gavallér, Totgeburten in Deutschland und Schweden 1870–1914. Ausgewählte kultur- und medizinhistorische Aspekte. (Düsseldorfer Texte zur Medizingeschichte, Bd. 16). Göttingen 2018.